

Saša Ilić

DAS BERLINER FENSTER

traduki

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria (im Auftrag des Bundeskanzleramts der Republik Österreich), das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK, das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur und nationale Identität Rumäniens, das Ministerium für Kultur von Montenegro, das Ministerium für Kultur der Republik Mazedonien, die Leipziger Buchmesse und die S. Fischer Stiftung angehören.

Elvira Veselinović dankt dem *Deutschen Übersetzerfonds* für die Unterstützung durch ein Arbeitsstipendium.

1. Auflage 2019

© eta Verlag

Schönhauser Allee 26

10435 Berlin

Titel der Originalausgabe: "Berlinsko okno" 2005

Verlag Fabrika knjiga, Belgrad, Serbien

Übersetzung aus dem Serbischen: Elvira Veselinović

Lektorat: Marie-Luise Alpermann

Titelgrafik: Olga Reljić

Satz: Ivo Rafailov

Designkonzept: Stefan Müssigbrodt

Foto im letzten Kapitel:

Duo-phon-records, Berlin

ISBN 978-3-9819998-2-2



eta Verlag

Saša Ilić |

DAS BERLINER FENSTER

Roman

Aus dem Serbischen von
Elvira Veselinović



eta Verlag

Die Vergangenheit des Anderen und in gewisser Weise auch die Geschichte der Menschheit, an der ich nie teilgenommen habe, bei der ich nie gegenwärtig war, sind meine Vergangenheit.

Emmanuel Levinas

Sie sind verwirrt, meine Damen und Herren? Sie fragen sich, um was für ein Fenster es sich hier handelt? Ständig diese Neugier! Immer wollen Sie alles sofort erfahren und dann wieder gehen! Das geht aber nicht ... Bitte? Sie meinen, ich wüsste es? Ich weiß es aber gar nicht! Sie müssen sich schon ein bisschen den Hals verrenken, um das Ende dieser Geschichte zu erfahren. Ja, genau! Ich soll sie Ihnen vorlesen? Um Himmels Willen! Das ist doch kein Hörbuch! Ein Knopfdruck, den Hintern gemütlich im Sessel platziert, Augen zu, und jemand anders arbeitet für Sie. Er liest und liest.

Aber wissen Sie was? Meine Stimme würde Ihnen gar nicht gefallen. Das kann ich Ihnen sagen! Sie ist irgendwie rau. Sie kratzt. In der Grundschule bin ich schon bei der ersten Chorprobe rausgeflogen. Die Lehrerin sagte zu mir: »Weg mit dir, du kleines Dickerchen!« Und – Schluss! Und Sie wissen ja sicher noch gut, was es damals bedeutete, im Chor zu singen. Was? Etwa nicht? Schämen Sie sich!

Na gut, wenn Sie unbedingt wollen, kann ich Ihnen einiges anvertrauen. Einfach nur, um Sie zum Umblättern zu bewegen. Ich sehe schon, Sie sind zu faul zu allem: zum Denken, zum Lesen, zum Erinnern ... was kann ich da schon machen. Das ist dann wohl eher ein Fall für den Arzt, nicht für die Literatur.

Aber dieses Buch interessiert Sie, ja? Was Sie nicht sagen! Also: Es ist ein Bericht über die Begebenheiten (worüber auch sonst) eines Frühlings in Berlin. Direkt zu Beginn sehen Sie einen jungen Mann und seinen Vermieter am Alexanderplatz sitzen, die sich genau dasselbe fragen wie Sie gerade. Und dann beginnt dieser junge Mann, von Neugierde ergriffen, seine Arbeit immer mehr zu vernachlässigen. Bald sehen wir ihn kopflos mit der Berliner U-Bahn herumfah-

ren. Anstatt etwas zu tun, bildet er sich ein, sein verschwundener Freund sei in der Stadt, und so verwendet er seine ganze Zeit für die Suche. Ohne Ergebnis, könnte man sagen. Dabei bleibt ihm im Leben wirklich nichts erspart. Er verliert seine Arbeit, und wird, im Gegensatz zu Ihnen, erneut mit den Dingen konfrontiert, vor denen er geflohen ist.

Zum Schluss sehen wir einen derart schmerzhaften Abschied von Berlin, dass einem das Herz schwer wird. Dem jungen Mann fällt, obwohl das gar nicht beschrieben wird, der Schleier von den Augen, und er begreift, dass viele Dinge ganz anders aussehen.

Aber diese Geschichte wird Ihnen nicht er selbst erzählen, sondern die Menschen, denen er begegnet: Professor Greber, die Schauspielerin Ana, ihre Tochter Lucija, die Schwestern Hodžić und der Anarchist Drago.

Jetzt dürfen Sie getrost umblättern. Wenn ich mit den Fingern schnippe – schnipp! –, werden Sie begreifen, dass die wahre Geschichte gerade erst beginnt ...

ERSTES KAPITEL

Schnipp! Sie sind am Alex. Es ist das Jahr 2002. Wenn Sie hinunterschauen – nicht dahin, sondern zum Springbrunnen –, sehen Sie zwei Menschen auf einer Bank. Sie können sie auch hören, es sei denn, Ihr Gehör hat Sie bereits im Stich gelassen. Der junge Mann ist nach Berlin gekommen, um Gespräche mit Migranten aufzuzeichnen. Eine Belgrader Nichtregierungsorganisation zahlt ihm dafür fünf Euro die Stunde. Glauben Sie mir, das ist gar keine so schlechte Summe, wenn man bedenkt, dass seine Unterkunft bezahlt ist. Bratwurst im Brötchen, mit reichlich Senf, gibt es am Alex schon für einen Euro. Ein Kaffee kostet eins fünfzig. Somit kann sich dieser junge Mann für eine Stunde aufgezeichneter Gespräche satt essen und sogar zu guter Letzt noch mit einem mit Marmelade gefüllten Pfannkuchen belohnen. Vielleicht wäre dies sogar geschehen, wenn Professor Greber ihm nicht seine »Weltanschauung« dargelegt hätte.

1

Die Überlebenden dunkler Zeiten erinnern sich noch immer daran, wo sich die Katakomben befanden – für die Berliner waren sie in der Lutherstraße, für die anderen in einer verlassenen Gegend im Belgrader Stadtteil Karaburma oder der Altstadt von Sarajevo, völlig egal. Als die Bewohner überstürzt ausziehen mussten, ohne sich im Türrahmen ihrer Wohnung noch einmal umdrehen zu können, hinterließen sie Zeitungen, die sie nicht ausgelesen und in denen sie einzelne Sätze in den bleiernen Spalten unterstrichen hatten, zerfledderte Zahnbürsten im Waschbecken und zerknüllte Hemden mit Flecken von der letzten Feier im offenstehenden Schrank. Unter vielen überflüssigen Dingen finden sich hier auch Hefte mit surrealistischen Zeichnungen: Langbeinige und Langohrige im Vorbeimarschieren auf einer Brücke, die keine Ufer, sondern Wolken miteinander verbindet. In einer Ecke, hinter einem umgeworfenen Stuhl, liegt ein vergessener Koffer mit einem kleinen Akkordeon und eine schwarze Jongleurshose mit weiten Hosenbeinen. Es ist nicht so einfach festzustellen, wem diese gehörte, denn die Hosenbeine könnten jeden aufnehmen – einen Erwachsenen oder aber ein Kind, das beschlossen hat, mit dem Wachsen aufzuhören.

In einer dieser Wohnungen, in der alle Relikte der früheren Mieter noch erhalten waren, wurde in Berlin das Kabarett *Die Katakombe* eröffnet, in dem 1933 Isa Vermehren als fünfzehnjährige Akkordeonistin auftrat. Nachdem sie sich eines Morgens in der Schule geweigert hatte, die Hakenkreuzflagge zu grüßen, war sie gezwungen, ihr Gymnasium in Lübeck zu verlassen und sich nach Berlin aufzumachen, um dort Arbeit

zu suchen. Heute erinnert sich kaum noch jemand an Isa Vermehren, noch nicht einmal die Studenten, die sich die lange U-Bahn-Fahrt von Pankow nach Ruhleben mit der Lektüre der *Kalendergeschichten* vertreiben. Dennoch wird sich just auf diesem Gleis, irgendwo kurz hinter dem Bahnhof Eberswalder Straße, wo der Zug wieder unter die Erde abtaucht und das U-Bahn-Fernsehen *Berliner Fenster* den Wetterbericht sendet, jemand an dieses Mädchen erinnern: Herr Viktor Greber.

Er sitzt mir gegenüber und blinzelt jedes Mal, wenn sich unsere Blicke begegnen. Dann sagt er, er wolle mich nicht weiter belästigen, ich aber bitte ihn, auf jeden Fall fortzufahren, denn diese Geschichte über das Mädchen aus der *Katakombe* ist nicht nur eine deutsche Geschichte aus den Dreißigerjahren, es ist auch eine Geschichte aus den Neunzigern, von denen mir nichts geblieben ist als ein Kloß im Hals und ein unaufhaltbarer Rhythmus in den Fingern, der im Takt ihres Liedes klopft: *Eine Seefahrt, die ist lustig, eine Seefahrt, die ist schön ...* Niemand glaubt heute mehr, dass diese Verse tödlicher waren als Brechts Stücke oder Manns Kritik am Dritten Reich, und zwar nur aus einem Grund: Die junge Isa Vermehren führte ihre Kabarettnummern in Berlin auf, während Herr Mann seine Interviews beim Spaziergang am Zürichsee gab und Brecht mit Helene Weigels bebender Hand auf der Schulter gen Amerika segelte.

Nur wer selbst finstere Zeiten im Leben durchgemacht hat, erkennt Jene, die diesen gerade erst entflohen sind. In dem Fall wissen sie nur zu gut, was genau sie an jene *winzige* Unannehmlichkeit erinnert, die von den Ärzten *foetor ex ore* genannt wird, wogegen diese regelmäßiges Gurgeln empfehlen, als könnte man *dieses etwas* mit einer antiseptischen Lösung

beseitigen. Schon nach ein, zwei Stunden auf der Straße, im Geschäft oder in Gesellschaft, quillt es aus ihnen hervor wie Mundgeruch, wie das Schicksal. *Dies* unterscheidet sich vom Blickwinkel des Emigranten, auf dessen Beschreibung sich ganze Generationen von Schriftstellern verbraucht haben. *Dies* hat – so sagt mir Herr Greber –, da sie die Maschinerien von Ravensbrück, Buchenwald und Dachau durchlaufen hat, auch Isa Vermehren gekennzeichnet.

Solchen Menschen begegne ich manchmal in der Berliner U-Bahn. Ich sehe sie mit massiven alten Akkordeons der Marke *Dallapé* durch die Wagen ziehen und dabei etwas spielen, das an Fallsucht erinnert. Wenn ihnen jemand ein Geldstück in die Mütze wirft, lachen sie, sagen »Danke« und »blagodaria«. Eine winzige Frau, in einen riesigen Mantel gehüllt, wendet zum Zeichen des Protests ihren Kopf ab. Da ich mich nicht von ihnen trennen kann, fahre ich bis zum Alexanderplatz mit, wo sie gewöhnlich aussteigen. Während wir die U-Bahn verlassen, hält Herr Greber die Krempe seines schwarzen Hutes fest, um ihn gegen die unterirdischen Windstöße zu verteidigen. Er lacht über meine Beharrlichkeit. Dann lässt er scheinbar nachlässig den Hut los, um mir zu zeigen, dass alles, was ich da mache, sinnlos ist. Plötzlich steht er tatsächlich barhäuptig da, weil ein Luftstrom seinen Hut hochfliegen lässt. Ratlos steht Herr Greber dort und berührt instinktiv seinen kahlen Hinterkopf. Deswegen bleiben wir beide als Letzte auf dem Bahnsteig übrig; wir warten, bis das Gedränge sich verflüchtigt hat. Nachdem er schließlich den Hut zwischen den Bänken gefunden hat, schüttelt Herr Greber ihn gut aus, drückt die Ausbeulung wieder zurück und sagt, er werde sich nie an das Gewühl in der Berliner U-Bahn gewöhnen, und das, obwohl ein

Verwandter von ihm, ein gewisser Rudolf, den Großteil seines Lebens unter der Erde verbracht hat, als U-Bahn-Fahrer.

Am Alexanderplatz, in der Nähe des Springbrunnens, in dem ein bronzener Poseidon mit den Sirenen spielt, treffen wir die Musikanten; sie sitzen, trinken und reden auf Kroatisch über die schönen Adriainseln, die sie schon so lange nicht mehr gesehen haben. Dann gehen sie auseinander bis zum nächsten Tag, an dem sie das unterirdische Volk wieder den ganzen lieben langen Tag mit ihrer Musik beglücken werden.

Auch sie wissen weder, wer Isa Vermehren war, noch, wer sie heute ist, – aber das interessiert sie auch nicht; alles, was sie wollten, haben sie in ihrem Land, in ihren Ländern gemacht. Jetzt bleibt ihnen nur noch das rote Gelächter des Akkordeons.

2

Herr Greber brachte mir bei, wie man die Abende auf der Bank beim Neptunbrunnen am Alex verbringt. Er nimmt dann immer seinen Hut ab, legt ihn zwischen die Knie und beobachtet die Kolonnen, die aus der U-Bahn kommen: Er will mir glaubhaft machen, dies sei der einzige Anblick, der ihm im heutigen Berlin überhaupt noch irgendeine Art von Genuss bereite. Alles andere sei falsch, sagt er. An uns laufen, ohne zu wissen, dass wir auf sie warten, auch die müden Musiker vorbei, die ihre Tagschicht beendet haben und jetzt mit großen Bierdosen in der Hand nach einem angenehmeren Ort Ausschau halten. Herr Greber, ehemaliger Slawistikprofessor der Humboldt-Universität, genießt es, ihnen zuzuhören. So übt er sein Ser-

bokroatisch. Mit Jugoslawien verbindet ihn eine große Liebe, und das schon seit den späten Siebzigern, als er auf einer wissenschaftlichen Konferenz in Dubrovnik eine gewisse Katarina Zlatarić kennenlernte. Wegen der Erinnerung an diese wunderbare Woche nahm er mich bereitwillig in seiner Wohnung auf. Oft beginnt er auch von ihr zu erzählen, wobei er eigentlich über sich redet, wie er damals war und wie schwierig es war, aus der DDR nach Jugoslawien zu gelangen. Er selbst schaffte es erst, nachdem er ordentlicher Professor geworden war. Wenn ich ihm jedoch sage, dass es die Städte aus seiner Erinnerung so nicht mehr gibt, setzt er den Hut zum Zeichen des Protests wieder auf: Ich werde niemals einverstanden sein! Der alte Onofrio-Brunnen steht doch aber noch, oder?

Viktor Greber gehört zu der Sorte Mensch, die ihre *Weltanschauung* in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gefestigt und ihre Bildung aus Büchern, die in Osteuropa zirkulierten, bezogen hat. All diese Bücher besagten, er selbst sei *seines Glückes Schmied*, was er zu Beginn noch aufregend fand, später aber versiegte dieses Gefühl und hinterließ nur noch tiefen Zweifel. Nach dem Mauerfall wurde Herr Greber zum unverbesserlichen Skeptiker. Er unterhielt sich mit seinen Kollegen, war aber niemals ihrer Meinung, wenn es um die Berliner Republik ging, noch sah er einen Unterschied zwischen Ulrich Briefs und Willy Brandt. Zum Schluss zog er sich gern in den Ruhestand zurück. Er blieb in seiner kleinen Wohnung, gefangen in seinen Büchern und der rigiden Anschauung, auf dieser Welt würde nichts Neues geschehen, jedenfalls nichts so Sichtbares wie der Fall der Mauer oder Jugoslawiens.

Während wir im Café am Neptunbrunnen zu Abend essen, zerschneidet er einen großen grünen Apfel auf dem Tablett

und versucht dabei, mir einige Erscheinungen zu erläutern: *Pars pro toto!* sagt Herr Greber, während er ein Stück Apfel in den Mund nimmt. – Jedes Stück bewahrt eine Erinnerung an das Ganze, nicht wahr? Ich nicke und nehme den anderen Apfel. Als ich ihn geschält habe, zeige ich ihm mit der Messerspitze die lange grüne Spirale: Da, das ist übriggeblieben von Jugoslawien, nur die Schale – der Apfel wurde herausgenommen. Der Professor lacht bitter und zermalmt weiter die Apfelstückchen mit seinen großen falschen Zähnen. Meine Metapher ist ihm nicht ganz klar, aber er verspricht, in den nächsten Tagen darüber nachzudenken. Er hoffe mich überzeugen zu können, dass nichts der Veränderung unterworfen sei.

Zur Wohnung kehren wir mit der U-Bahn zurück. Nach langem Schweigen fragt mich Herr Greber, wie ich mit meiner Arbeit vorankomme, deretwegen ich nach Berlin gekommen sei, aber ich zucke nur mit den Schultern. Die Menschen, die ich suche, wollen sich mit niemandem mehr unterhalten. Niemand hat mehr Vertrauen. Mein Wohnungsgeber schaut mich fragend an, dann kraut er sich am Kinn. Während die gelbe Wagenreihe Richtung Pankow rast, wechseln sich hinter den Scheiben Werbung, Seitennischen und Dunkelheit ab.

3

Ich habe die Angewohnheit, spät nachts, wenn der hartnäckige Husten meines Wohnungsgebers im Nachbarzimmer sich beruhigt hat, die Fotos und Notizen des zurückliegenden Tages zu sortieren. Auf meinem Tisch liegt dann eine Welt, die so zerrissen ist, dass ich mich frage, ob sie jemals existiert hat.

Dann fallen mir Grebers Worte ein und ich lache angesichts dieses Bilder- und Papierhaufens über mich selbst. Je weiter die Nacht voranschreitet, desto nervöser werde ich. In dieser Unordnung versuche ich, eine tiefere Ordnung zu finden, die meine Hoffnung am Leben erhält, allen diesen Gesichtern würde etwas Ewiges anhaften. Aber Spuren sind trügerisch, und ich frage mich immer öfter, ob ich unverrichteter Dinge zurückkehren werde. Ich befürchte auch, dass der Bericht, den ich Herrn Č. demnächst nach Belgrad schicken muss, zu einer persönlichen Beichte werden wird. Aber die NGO wird das nicht so hinnehmen. Es gibt Formulare mit präzisen Vorgaben für das Ausfüllen. Und da sind ja auch noch die durchnummerierten Kassetten mit aufgezeichneten Gesprächen. Alles andere ist wertlos. Ich glaube auch nicht, dass Viktor Greber sonst noch etwas für mich tun kann. Die Menschen, die ich treffe, schweigen am liebsten über das, was sie erlebt haben, und leider sind sie meine einzige Fährte. Sie leben zurückgezogen und laden mich nur selten in ihre Zimmer ein, denn sie fürchten sich vor der Anwesenheit eines Menschen, der ihre Sprache versteht. Sie sind misstrauisch, es fällt ihnen schwer zu sprechen, und meistens gehen sie nicht ans Telefon. Herr Greber nennt sie *die Verschwundenen*, denn ihm scheint, niemand könnte sie mehr finden. Einmal fragte ich ihn, was mit seiner Katarina passiert sei, ob sie auch zu dieser Gruppe gehöre, aber er blieb mir die Antwort schuldig, indem er so tat, als verstehe er mich nicht. Am nächsten Tag bekam ich die Antwort in Form eines Bündels von Briefen. Herr Greber blinzelte bedeutungsvoll und bot mir seine Korrespondenz an, aber ich warf nur einen Blick auf die Handschrift und gab sie ihm zurück. Er sagte, sie hätten sich lange geschrieben, der Kontakt

sei jedoch 1991 abgebrochen, als sie beschloss, Dubrovnik zu verlassen. Im Übrigen frage er sich, warum er mir das alles erzähle, wenn ich ihm ja doch nicht glaubte. Eines Tages würde ich mich schon noch von der Wahrheit seiner Worte überzeugen können, sagte er. Ich lachte. Dieses Lachen machte mich jedoch alles andere als froh. Ich tat das aus Gewohnheit, aus Unfähigkeit, irgendetwas zu antworten. Ich wusste sehr wohl, was er mir da sagte.

Spät nachts, als sein Husten sich beruhigt hat und ich in den Fotos keine Ordnung mehr erkennen kann, schiebe ich sie mit einer Handbewegung vom Tisch in eine große Tüte und gehe hinaus. Ich setze mich in die U-Bahn und fahre zum Potsdamer Platz, von dort aus gehe ich zu Fuß durch den windigen Tiergarten bis zur Siegessäule. Als ich oben bin, kralle ich meine Finger in den Maschendraht und betrachte die Stadt wie ein Greifvogel. Ich glaube, die Menschen, die ich suche, kommen erst nachts hinaus, wie die Fledermäuse. Sie kommen langsam aus ihren kleinen Zimmern gekrochen, schütteln den Staub ab und fliegen aus. Wenn ich mein Gehör anstrenge, scheint es mir, als würden sie die Äste in den Berliner Wäldern brechen und zu den Spreekanälen eilen.

4

Eines Morgens sah ich Herrn Greber auf der Bettkante sitzen und stellte fest, dass sein linkes Bein kürzer war als sein rechtes. Er bat mich um Hilfe, aber eigentlich wollte er nur reden, denn die Einsamkeit bekam ihm, wie er sagte, schon lange nicht mehr. Er stand auf, machte einen unsicheren Schritt und

drehte sich zu mir herum: Sehen Sie, sagte er, dies ist mein kleines Geheimnis. Ohne geht es nicht ... Dabei öffnete er eine Schranktür und drei Paar orthopädische Schuhe kamen zum Vorschein. Die Sohlen aller linken Schuhe waren dick, ausgefüllt mit einer Plastikmasse, um den körperlichen Mangel meines Wohnungsgebers auszugleichen. Er zog einen der Schuhe heraus und hob ihn auf Augenhöhe: Riesig? Ziemlich groß, nicht wahr?! Ich nickte. Aber er sei nicht so zur Welt gekommen. Seine Eltern, Renate und Helmut, waren von gesundem Körperbau und hätten niemals ein solches Kind bekommen. Diese Anomalie hatte er erst später erworben, was keine Seltenheit ist bei den Menschen: Die einen beginnen vor lauter Neugier zu schielen, Verkäufer bekommen vom Stehen Krampfadern, er hingegen hatte wegen einer Jugendsünde ein zu kurzes Bein. Als Student hatte er versucht, über die Mauer nach Westberlin zu gelangen, da er glaubte, dort drüben sei die Welt anders. Er hatte die Aktion sorgfältig vorbereitet, tagelang die Seile ausgesucht, sie in verschiedenen Geschäften gekauft und nachts hinter geschlossenen Vorhängen geflochten. Um all das aushalten zu können, hatte er beschlossen, zu trainieren, er lief jeden Morgen zum alten Judenfriedhof und zurück. Er musste gut in Form sein. In jenen Tagen schloss er sich oft in sein Zimmer ein und nahm aus dem zweiten Band der *Bösen Geister* eine gepresste Seite der *Berliner Zeitung* heraus, auf der ein Text über Clowns aus Rom abgedruckt war. Sie hatten nach einem Gastspiel in Ostberlin unter dem wachen Auge der Armee unbemerkt in einer großen Pauke ein Mädchen herausgeschmuggelt. Während er die fröhlichen Gesichter dieser Musiker und Jongleure betrachtete, die ihre Kegel in die Luft warfen, verspürte der junge Greber Lust, diese Welt

hinter dem Vorhang zu besuchen. Er lag dann lange so auf dem Fußboden und phantasierte, von einer inneren Glücksflamme erwärmt, die seine Wangen erröten ließ. Einmal erwischte ihn sein betrunkenener Onkel Rudolf auf dem Boden liegend, aber in seinem umnebelten Verstand deutete er dies als Folgen von Liebesleid, sodass er nur lachte und einen weiteren zünftigen Schluck nahm. Für den jungen Greber jedoch war dies eine weitaus größere Pein als jeder Liebeskummer, und nach zwei missglückten Versuchen vom Wohnhaus seiner Kommilitonin Elke Kowolik aus, die direkt neben der Mauer wohnte, schwor er sich, keinen weiteren Fehler zu machen. In der folgenden Nacht warf er das Seil erfolgreich hinab, setzte sich in die improvisierte Trage, band sich mit dem Gurt fest und begab sich langsam, indem er mit seinen bandagierten Händen bremste, in die andere Welt. Er seilte sich langsam ab, bis er plötzlich von einem Lichtstrahl getroffen wurde, woraufhin er sich, teils aus Angst, teils wegen der Gewehrsalven, plötzlich fallen ließ und am Seil herabrutschte. Als er auf dem Boden aufkam, war das erste, was er wahrnahm, der Ledergeruch neuer Soldatenstiefel, die ihn umgaben. Wie sich herausstellte, war er in den linken Knöchel getroffen worden, doch die Wachleute deportierten ihn, ohne ihm Erste Hilfe zu leisten, zurück in den Osten. Der junge Greber landete im Krankenhaus, bewusstlos, und als er wieder zu sich kam, war schon alles vorbei: die Operation beendet und sein linkes Bein, aus dem Stahlstifte herausragten, um eine Handbreit kürzer und eingegipst. Auf das Krankenhaus folgten zwei lange Jahre Zuchthaus. Auf dem harten Lattenbett seiner Einzelzelle, der linke Fuß in einem Kothurn, begriff er die Lektion, die er aus seiner eigenen Dummheit lernen musste.

Auch seine Kommilitonin Elke Kowolik kam nicht unbescholten davon. Noch in derselben Nacht wurde sie verhaftet und verhört. Sie verbrachte dreieinhalb Monate im Gefängnis. Später gestand sie ihm, dem Ermittler schon nach der ersten Backpfeife alles gestanden und alle Schuld auf ihn geschoben zu haben. Das war auch richtig so.

Es ist nichts Neues, dass die Welt voller Dummköpfe ist, aber er wollte mir diese kleine Anekdote aus seiner Vergangenheit erzählen, einfach um mir vor Augen zu führen, wie verschiedenfarbig sich die Dinge diesseits und jenseits der Mauer darstellten.

Ich bedankte mich und schickte mich an, zu gehen, als er mich zurückhielt und meinte, er habe mir noch etwas zu sagen: Gestern Abend habe jemand nach mir gefragt. Eine unbekannte Frauenstimme hatte eine Adresse hinterlassen: Carmerstraße 11. Das war in Charlottenburg. Herr Greber vermutete dahinter eine falsche Fährte, hatte die Angaben aber dennoch notiert. Auf dem Zettel stand in schlecht lesbaren, verformten Buchstaben unter der Adresse der Name Ana Dajdić.

5

Seit ich in Berlin angekommen bin, sind mir zwei wichtige Dinge passiert: Ich habe Viktor Greber kennengelernt und mich eine Woche später in der Stadt verlaufen. Ich war vergeblich einem Menschen gefolgt, dessen Gesicht mir bekannt vorkam. Dann stellte ich fest, dass ich nicht wusste, in welcher Straße ich mich befand, und dass mir die Altbaufassade vorgaukelte, ich sei dort schon einmal gewesen. Kurz darauf rannte

der Mann über die Straße, stieg in eine Straßenbahn und verschwand so aus meinem Sichtfeld. Ich befand mich in einem Dilemma, und wie immer, wenn so etwas geschieht, verhielt ich mich wie so viele Ausländer: Ich stieg in die U-Bahn und startete während der Fahrt auf die unterirdischen Stadtpläne. Im Waggon erklang die bekannte Musik, und die Menschen hoben ihre Köpfe, wenn die Musiker an ihnen vorbeiliefen. Mit dem Blick folgten sie diesen Karnevalsfiguren, die das Berliner Unglück zu vertreiben suchen. Ich weiß nicht, wie viele Haltestellen ich auf diese Weise verstreichen ließ, in der Hoffnung, irgendwann auf eine Anschlussverbindung zum Alexanderplatz zu stoßen, als ich einer Frauenstimme hinter mir gewahr wurde. Die Frau war fast fünfzig und mit einem schweren Wintermantel gepanzert. Als mein Blick den ihren traf, wurde ihr klar, dass ich sie verstanden hatte, was sie jedoch nicht allzu sehr beunruhigte. Ruhig stand sie auf und bereitete sich darauf vor, an der nächsten Station auszusteigen. Sie war schnell und wäre mir, als die Tür aufging, fast entkommen. Ich folgte ihr zum gegenüberliegenden Bahnsteig. Schon bald verschwand sie im Gedränge, als wüsste sie, dass ich sie verfolgen, um dann, als die U-Bahn einfuhr, inmitten einer Gruppe lärmender Türkinnen wieder aufzutauchen. Wir fuhren im selben Wagen weiter. Aus irgendeinem Grund fürchtete ich, ich könnte sie verlieren, obwohl ich gar nicht wusste, ob diese Suche überhaupt Sinn hatte. Ich hatte mich verirrt, und meine einzigen Wegweiser waren die Stimmen aus der U-Bahn.

Die Frau stieg aus, aber diesmal zog sie ihren Mantel aus, nahm ihn unter den Arm und eilte davon, um sich meinem Blick zu entziehen. Ich lief ihr hinterher und rannte dabei einen Mann an der Tür fast um. Erst auf der Straße holte ich sie

wieder ein. Angelehnt an das Metallgitter der Bushaltestelle stand sie ruhig da und blätterte in einer Zeitung. Ich hatte mir wohl eingebildet, sie würde vor mir fliehen. Im Tageslicht zerstoßen alle meine Zweifel. Sie war bestimmt zehn Jahre jünger als gedacht und hatte ausgesprochen unruhige Gesichtszüge. Ich ging auf sie zu und fragte, ob sie aus Jugoslawien sei. Die Frau schaute noch eine Weile auf die aufgeschlagenen Blätter des *Freitags*, dann bejahte sie, ohne den Blick zu heben. Genau wie viele andere, die ich in Berlin getroffen hatte, war sie nicht an einem Gespräch interessiert. Ich verlagerte mein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und wusste nicht, was ich sagen sollte. Dann kam der Bus und sie stieg ein, ohne noch einmal in meine Richtung zu schauen. Ich folgte ihr ohne nachzudenken. Ich schob mich durch die Menge und stellte mich in ihre Nähe. Sie schaute aus dem Fenster und tat so, als bemerkte sie mich nicht. Der Bus glitt durch unbekannte Straßen, vorbei an hohen Kränen, die von Zeit zu Zeit sichtbar wurden. Auf einmal drehte sich die Frau zu mir um. Sie tat dies vertraulich, als würden wir uns kennen, sie berührte sogar meine Wange mit ihrer Nasenspitze. – Ich steige jetzt aus, sagte sie, und wenn du mir weiter folgst, könntest du in Schwierigkeiten geraten! Ich war verwirrt und schaute sie aus unmittelbarer Nähe an: Ihr Gesicht sah anders aus als in der U-Bahn. – Ich brauche Hilfe, sagte ich. Ich suche einen Mann. – Ist das so? lachte sie und drehte sich Richtung Tür. – Ja, bestätigte ich, er ist verschwunden ... – Viele sind verschwunden, unterbrach sie mich und schob sich durch die Menge. Ich sagte ihr, es gehe um einen Marineoffizier, aber sie drehte sich nicht noch einmal um. Die Tür ging zu und sie blieb an der Haltestelle zurück. Ich schaute ihr noch eine Weile nach.